

Prof. Dr. Alfred Toth

Saussure oder Peirce. Ein weiterer Versuch

1. Die jeweils ersten Nummern neuer Semiotik-Zeitschriften (so z.B. der „Semiosis“ und der „Zeitschrift für Semiotik“) sind bzw. waren jeweils dem Grundproblem gewidmet, ob man von dem dyadischen Zeichenmodell Saussures oder dem triadischen Zeichenmodell Peirce auszugehen habe und ob sich nicht etwa bei Saussure eine hinzuzuhaluzinierende dritte Zeichenkomponente finde. Ich gehe auf diese Versuche nicht ein, da sie jedem Semiotiker bekannt sind. Ich möchte jedoch, gestützt auf meine letzte Arbeit (Toth 2010) zeigen, dass es eine weitere Möglichkeit gibt, die im Titel anklingende Frage zu beantworten, und dass dabei sogar ein für den heutigen Stand der Semiotik überraschendes Resultat herauskommt.

2. Die Peircesche Zeichenrelation ist triadisch, weil ein Postulat von Peirce, das später von Robert Marty „bewiesen“ worden war, besagt, man könne sämtliche n -adischen Relationen mit $n > 4$ auf triadische Relationen reduzieren (vgl. Toth 2008, S. 173 ff.). Merkwürdigerweise ist man sich in der Stuttgarter Semiotik dieses Unsinniges gar nicht bewusst. Nicht nur, dass von einem Beweis einer Triadizität keine Rede sein kann, sondern Peirce, der zum Aufbau seiner Logik sogar die Schriften Ernst Schröders benutzt hat, muss dessen Theorem gekannt haben, dass sie n -adische Relationen mit $n > 2$ auf Dyaden zurückführen lassen. (Solcherweise lernte der Verfasser als Kleinkind sogar durch ein Kettenspiel, das ihm ein Hausbewohner überlassen hatte.) Das Schrödersche Theorem wird in der gesamten Stuttgarter Semiotik kein einziges Mal erwähnt, und das Triadizitätspostulat von Peirce gilt als unverbrüchlich. Günther, der Schröders Arbeiten natürlich kannte, vermutete deshalb theologische Gründe und sagte, das Peircesche Zeichenmodell sei weniger triadisch als trinitär (Günther 1978, S. VII ff.). Von der grundlegenden Idee von Peirce, das Zeichen als Vermittlungsschema einzuführen, würde man nämlich gerade viel höhere Zeichenrelationen erwarten.

3. Ganz egal, was genau die Saussureschen Zeichenkomponenten Signifikant und Signifikat meinen, sie bezeichnen das, was in der philosophischen Zeichentheorie seit Jahrhunderten als Ausdruck-Inhalts-Dichotomie bekannt ist, d.h. eine Abart des Leib-Seele-Problems. Dieses ist seinerzeit in die Grossen Dichotomien von Diesseits-Jenseits, Mensch-Gott, Leben-Tod usw. eingebettet. Wer auch immer auf die Idee kam, Zeichen für Objekte zu benutzen, muss sich also bewusst gewesen sein, dass er mit Feuer spielte bzw. dass sein Unterfangen ein Gang auf Messers Schneide war, da man zwischen den Dichotomien zu Tode stürzen kann, da sie vielleicht nicht wirklich so eng zusammen hängen wie Recto- und Verso-Seite eines Blattes Papier (de Saussure 1967, S. 134). Aus Angst, in den Abgründen der Vorder- und Hinterseite zu Tode zu kommen bzw. nicht einmal mehr Erlösung zu finden wie Kafkas Jäger Gracchus, wurde eine Brücke gebaut, eine Brücke zwischen Diesseits und Jenseits also, die sich in die Reihe der bekannten „Teufelsbrücken“ eingliederte wie diejenige am Gotthardpass, die vom Teufel selbst erbaut worden sein soll.

4. Andererseits: Woher rührt die Vorstellung, dass sich zwischen Dichotomien doch noch etwas Drittes, Abgründiges, befinden muss, da sich gerade auf der Basis des Ausschlusses eines Dritten logisch definiert sind? Man ist entweder am Leben oder tot; niemand kann ein bisschen am Leben und ein bisschen tot sein. Die Vorstellung des Dazwischen kommt aber wohl gerade vom Zeichen. Denn so genau man ein Objekt auch abbildet, es bleibt immer eine Menge von Merkmalen, die aufs Zeichen nicht abbildbar sind. Das ist der Sinn der Pygmalion-Legende. Das „Einhauchen“ von Odem in Lehmfiguren (bzw. das Einlegen eines kabbalistischen Zettels) usw., das ist metaphorischer Ausdruck dieser stets fehlenden Menge. Zeichen und Objekt sind somit funktional betrachtet zueinander konvergent, und es ist sogar anzunehmen, dass sie einander nicht einmal in Ewigkeit erreichen. Die Idee des Dazwischen verdankt sich also der Hauptfunktion des Zeichens, ein Objekt zu substituieren (und es sodann zu re-präsentieren). Dagegen stehen Leben/Tod, Mann/Frau, Sonne/Mond, Subjekt/Objekt usw. nicht in einer Substitutions-, sondern in einer Komplementaritätsbestimmung.

5. Es gibt also das Dritte bei Zeichen, und es entsteht dadurch, dass das Zeichen dichotomisch gesetzt wird. Das bedeutet allerdings nicht, dass man das Problem des Abyssees etwa dadurch lösen könnte, dass man das Zeichen zum vornherein als dreigliedrig einführt. Der Abyss kommt dadurch einfach in die Zeichenrelation hinein. Natürlich hat jedes Objekt eine Objektumgebung wie jedes Zeichen eine Zeichenumgebung hat, und insoweit schliessen sie ihre eigenen Differenzen mit ein. Das Dritte bei Zeichen ist aber ausserhalb der Zeichen und auch ausserhalb der Objekte und entsteht dann, wie gesagt, wenn ein Zeichen für ein Objekt gesetzt wird. In der Phantasie eines wilden Gestrüpps von Relationen zwischen Ausdruck und Inhalt beruht übrigens die sagenhafte Repräsentationstiefe von Ableitung in der Generativen Semantik. Nach einem Bonmot von James McCawley würden sich in jenen Regionen Béla Lugosi und Boris Karloff treffen.

6. Aus den bisherigen Überlegungen ergibt sich nun das überraschende Resultat, dass es erstens genügt, das Zeichen als Einheit aus Ausdruck und Inhalt zu definieren. Und dass es zweitens richtig ist, die Drittheit als Kontext des Zeichens mit der Kontextur, also der Gesamtheit des Zeichens und seinem Objekt einschliesslich der Kontexturgrenze, zu identifizieren. Danach hat ein Zeichen die allgemeine Form

$$ZR = (a.b) \rightarrow (c.d),$$

d.h. es werden Ausdrucks- auf Inhaltsdyaden abgebildet, wobei die $a, \dots, d \in \{1, 2\}$ bzw. $\{0, 1\}$ sind und damit im Gegensatz zum triadischen Peirceschen Zeichenmodell mit dem logischen Zeichen und seinem Wahrheitswertvorrat kompatibel. Nach Peirce gibt es die drei Kontexturen (3.1) oder rhematisch, (3.2) oder dicentisch und (3.3) oder argumentisch. (3.1) steht für topikale, subjekt- oder objektlose Strategien, die wesentlich perzeptionsgesteuert sind, (3.2) steht für logische, d.h. sowohl Subjekt als auch Objekt enthaltende Strategien, die wesentlich konzeptuell gesteuert sind, um (3.3) steht für Stereotype, die im Sinne von „Story-Schemata“ (Wuss 1992, S. 28) aufgebaut sind. Demnach ist der Kontext oder Konnex (K) 1 noch keine Kontextur (K), denn eine solche ist eine 2-wertige Einheit aus Subjekt und Objekt. Bei den Zuordnungen von Kontexten (Konnexen) und Kontexturen ist daher zu beachten:

$K_n = K_{n+1}$ bzw. $K_n = K_{n-1}$,

wobei K_0 nicht definiert ist. (Damit ist übrigens klar, dass Kontexte bzw. Konnexe eine Art von Kontextur-Fragmenten sind.)

Das weitere Vorgehen besteht also darin, die ZR entweder mit $a, b, c, \dots \in K = \{1, 2, 3, \dots\}$ zu kontextieren oder mit $\alpha, \beta, \gamma \in K = \{1, 2, 3, \dots\}$ zu kontexturieren. Damit ergibt sich als erweiterte Grundform von ZR

$ZR^* = [ZR = (a.b)_{a,b,c, \dots} \rightarrow (c.d)_{\alpha\beta,\gamma, \dots}] / [ZR = (a.b)_{\alpha,\beta,\gamma, \dots} \rightarrow (c.d)_{a,b,c, \dots}]$.

Bibliographie

Günther, Gotthard, Beiträge zu einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik. 2. Aufl. Hamburg 1978

de Saussure, Ferdinand, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1967

Toth, Alfred, Kontext und Kontextur. In: EJMS 2010

Wuss, Peter, Der Rote Faden der Filmgeschichten und seine unbewussten Komponenten. In: montage/av. 1/1/1992, S. 25-35

20.2.2010